

# Dresdner Nachrichten

Begründet 1856

Druckerschrift: Nachrichten Dresden  
Fernsprecher-Sammelnummer: 25 241  
Nur für Nachgespräche: 20 011

**Bezugs-Gebühr** vom 1. bis 15. März 1928 bei täglich zweimaliger Zustellung frei Haus 1.50 Mk.  
Vollbezugspreis für Monat März 3 Mark ohne Zustellungsgebühr.  
Einzelnnummer 10 Pfennig. Außerhalb Dresdens 15 Pfennig

**Anzeigen-Preise:** Die Anzeigen werden nach Goldmark berechnet: die einpaltige 30 mm breite Zeile 36 Bg., für auswärts 40 Bg., Familienanzeigen und Stellengesuche ohne Rabatt 15 Bg., auferhalb 25 Bg., die 90 mm breite Reklamezeile 200 Bg., auferhalb 250 Bg., Offertengebühr 30 Bg., Ausw. Aufträge gegen Vorauszahlung.

Schriftleitung und Hauptgeschäftsstelle:  
Martenstraße 38 42  
Druck u. Verlag von Viepich & Reichardt in Dresden  
Postfach-Konto 1068 Dresden

Nachdruck nur mit deutlicher Quellenangabe („Dresdner Nachr.“) zulässig. Unverlangte Schriftstücke werden nicht aufbewahrt.

Mittwoch, 7. März 1928

— „Dresdner Nachrichten“ —

Nr. 114 Seite 5

## Persönliches von Sascha Schneider.

Anläßlich der Gedächtnisausstellung im  
Sächsischen Kunstverein.

Der jüngeren Generation, die die Zeit seines Weltrufes nicht mehr erlebte, ist Sascha Schneider fast fremd oder in der geistigen und technischen Art seines Schaffens gleichgültig. Ueber seine merkwürdige und bedeutende Persönlichkeit ist nicht allzuviel bekannt. Man pflegt in ihm den brillanten Gesellschaftler voller Witz und Geist, den Sportsmann, den „Professor“ zu sehen; denn er war ein einsamer Mensch und kam wenigen nahe — auch diesen wenigen pflegte er, der Feind aller „Seelenbohrerei“, nie über sich und sein Innenleben zu reden. Man mußte sich ihn sozusagen selbst konstruieren, aus seinen Äußerungen über Leben, Kunst und Wissenschaft, und das Tiefste in ihm intuitiv erfassen. fand er jemanden, der das konnte, so bewahrte er ihm eine durch nichts zu erschütternde Freundschaft — bemerkte er aber das leiseste Mißverstehen seiner Person, so war in diesem Fall alles aus. Die Freundschaft verkehrte sich in eine, wenn auch unter seinen guten Formen verborgene Abneigung, die sich bis zur Feindschaft steigern konnte. Denn er suchte immer und überall das Absolute, Klare, Eindeutige — wenn er auch selbst unangehener konformiert war: vielleicht gerade deshalb.

In seinem Blut mischten sich sehr verschiedene Elemente. Er ist in Petersburg geboren. Sein Vater war Deutscher, aus einer alten Kapitänsfamilie, seine Mutter ebenfalls deutsch, mit russischem und dänischem Bluteinschlag. Die ersten von ihm bewahrten Eindrücke erhielt er in Finnland, wo die Familie im Sommer ganz primitiv lebte; gern schilderte er die finnischen Wälder mit ihrem Ueberflut an Pilzen und Beeren, die zu suchen und zubereiten ihm sein ganzes Leben lang Vergnügen machte. Durch einen unglücklichen Fall wurde ihm das Hüdnar verlest. In den Jahren, da andere Kinder springen und toben, lag er zwei Jahre in einem feinen Gipsverband auf dem Rücken. Es blieb ihm nichts übrig als Lesen, Malen und Zeichnen; vom Vater, der Lithograph war, hatte er das Zeichentalent geerbt. Durch diese Leidenszeit wurde das russisch-grüblerische Element und zugleich der deutsche Wissenschaft in ihm gestärkt. Er pflegte zu sagen, daß er ohne diese krankhaft bestimmte Schiffskapitän geworden wäre. Aber damit hatte er wohl nicht recht, trotzdem das Meer und alles, was damit zusammenhing, seine Leidenschaft war. An seinem Vost verstand er alles selbst zu machen und sah in Schiffermütze, Sweater und Frantisek wie der rauheste Seebär aus. Jedenfalls waren beide Triebe, der Drang nach geistiger und

körperlicher Betätigung, gleich stark in ihm. Er hat neben seiner Kunst seinen Körper mit eisernem Willen zum Höchstmaß des ihm Erreichbaren ausgebildet und nicht geruht, bis er seinen Geist aus dem Dunkel russischer Denkart mit deutscher Gründlichkeit zu heller griechischer Lebensauffassung durchdrang. Das ist der Weg von seinem Wilde „Gefühl der Abhängigkeit“ (das heute in Sowjetrußland ein beliebtes Aushängeschild des Bolschewismus ist) bis zu seinen Kriegern, Ringern und Epheben. Mag man zu diesen Bildern stehen wie man will, wer Schneider nahe kennt, weiß, welche reiner Wille sie sind. In späteren Jahren schon leidend, befahlen ihn manchmal wieder die Abdruckvisionen seiner Jugend; den Intimitäten gegenüber hat er diese als den Ursprung vieler seiner in den letzten Jahren entstandenen Bilder zugegeben; sein Herz aber gehörte der Körperlichkeit, der Jugend und den rein männlichen Idealen des Nibelungenliedes und der Ilias.

Er war Mann durch und durch, trotzdem — für unsere Zeit — Pazifist, da er den heutigen Kampf und seine technischen Mittel, die seine persönliche Gefährlichkeit verlangen, verachtete. Englisch, Französisch, Russisch und Italienisch Sprechend außer seiner Muttersprache, war er für internationale Verständigung; politisch weisbildend, hat er den Weltkrieg Jahre vorher prophezeit. Er wollte sich vor den zu erwartenden politischen Wirrnissen nach Schweden zurückziehen, um dort in Ruhe zu malen, zumal ihn die Erinnerung an seine Knabenzeit in den hohen Norden zog. In den Stockholmer Schären hatte er bereits Häuser für sich und eine befreundete Familie gefunden; während er nach Deutschland zurückkam, um die Ueberfischung vorzunehmen, brach der Krieg aus. So blieb er in Dresden, an dem er aus der Schüler- (er war Kreuzschüler) und Studienzeit hing.

Er ist viel gereist, in Ägypten, Griechenland und der Türkei. Einen besonderen Glanzpunkt bildete eine Expedition mit Freunden in den Kaukasus. Das halb wilde Leben dort, das kriegerische Durcheinander der Volksstämme, Gefahr und großartige Natur waren ganz nach seinem Herzen. Jahrelang hat er in Italien gelebt. Er verstand das italienische Volk und seine kindliche Art sehr gut und sprach die Dialekte. Die Gegenliebe war heiß, „il professore“ lebt noch heute in manchem Florentiner Bauern und Steinhewerzen. Auf die volkstümliche Musik verstand er sich ausgezeichnet; er war von Grund aus musikalisch, spielte Gitarre und Mandoline, neben den italienischen Kanzenen besonders gern die melancholischen Lieder der Wolgasthiffer und die monotonen Tonfolgen aus dem Kaukasus. Vanae bewor Fox und Schimmn Wade wurden, kannte er eine Menge Nigarrionas mit ihren Slangarten. Die Art, wie er sie mit Gesten, Grimassen und Geklapper vor-

führte, konnte sich im besten Varieté sehen lassen. Wagner und die musikalische Romantik konnte er nicht leiden; schon ein großer Teil Beethovens war ihm zu grüblerisch. Mozart aber liebte er und vor allem Bachsche Klagen. Da fand er die Klarheit, die er suchte. Das Lieblingsstud des „Seiden“, als den er sich gern ausgab, war „Mein aläubiges Herz“ aus der Pfingstkantate. Bezeichnend für ihn: der Mann, der alle Kulturen durchsuchte nach Stützpunkten für seine eigenen Kulturideale, der menschlich mißverstanden, von der jungen Generation abgelehnt wurde, war im letzten Grunde von einem kindlichen Glauben erfüllt, daß die Welt einst so werden würde, wie er sie sich erträumte. Dieser Glaube bestimmte auch seine Einstellung zu allem Modernen: er lehnte nichts ab ohne weiteres ab, und wo er einen Schimmer sah, der auf eine helle Zukunft deutete, war er glücklich.

Er hatte viel Sinn für das Patriarchalische und eine dementsprechende Auffassung von Ehe und Familie; daß er selbst nicht geheiratet hatte, war die Folge seines körperlichen Leidens. In der Frau schätzte er vor allem entwickelte Menschlichkeit und Mütterlichkeit und hatte viele und dauernde Frauenfreundschaften. Erfolg für das, was ihm verlag war, fand er lange Zeit im Hause eines Fremdes. Die Kinder dieses Hauses liebten ihn glühend. Er war unermüdet im Arrangieren von Ausflügen, bei denen Pilze gesammelt und an riesigen Feuern gefocht wurden, im Verfertigen phantastisch bemalter Schilder, Lanzen und Holzschwerter. Bootfahrten nach der nächsten Bachmündung wurden zu Nisener Expeditionen. Aus Pappe und Papier verfertigte er prächtige Kulissen und Kostüme zum Theaterspielen; er erfand und studierte „Orchestermusik“ ein. Die zeichnerische Begabung der Kinder förderte und beobachtete er bis ins Kleinste. Wehe aber dem, der sich krumm hielt, „albern“ war, ungeschickt etwas zerbrach oder Strakenjüngensworte brauchte — oder gar über andere Leute herzog. Kein Mensch war dem Klatsch in jeder Form mehr feind als er. Auch den Kindern gegenüber verließ ihn nie die Idee des „Alolojagathos“.

Sein Tod entsprach dem Urverbundenen, das seine letzte Lebensart war unter allen Schichten, die es verdeckten. In einer Sturmnacht auf hoher See starb er — bei der Russif, die ihm die Liebste war, beim Denken des Kindes und dem Krachen der Wästen ist er laut eingeklappt.

Wer ihm je nahestand, wird ihn nicht vergessen, nicht sein Weien und nicht sein Gesicht: die Augen, guten Augen über der derben, slavischen Nase, und vor allem nicht seinen feinen Mund, der alle seine verborgene Sensibilität und seine unangegprochenen Leiden ausdrückte.

E. P.

[Elsbeth Petrusik]